

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 1 (1897)

Artikel: Der letzte Hirt im Dorfe
Autor: Frey, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573051>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Der letzte Hirt im Dorfe.*)

Von Jakob Frey.

Seit langem waren in unserm Dorfe auf die gemeinsame Weide nur noch Ziegen getrieben worden, und um sein Anrecht an dieselbe zu nützen, hielt sich deshalb auch mancher vermögliche Bauer eines oder zwei dieser kleinen Haustiere, während er sie sonst wohl geringschätzig dem Viehstande der Armen überlassen hätte. So blieb die Herde, wie sie jeden Morgen sich auf den verschiedenen Dorfplätzen zum gemeinsamen Auszuge sammelte, eine recht ansehnliche.

Ihr letzter, von der Gemeinde bestellter Hirt war, so weit meine Erinnerung zurückgeht, immer dasselbe unveränderliche, alte Männchen mit einem kleinen, verwitterten Gesichte und grauem, struppigem Schnurrbart, wie etwa ein von grauen Flechten bedeckter Markstein unveränderlich bleibt. Ich entsinne mich, daß mir als Kind schon sein Name seltsam fremd und wunderbar vorkam; denn er hieß Zoochem (Joachim), wie kein anderer Mensch mehr im Dorfe, und von ihm hab' ich auch die ersten Töne und Melodien des Alphorns gehört. Er hatte sich das in unserer Gegend völlig unbekannt Instrument aus dem Stämmchen eines jungen Kirschbaumes selbst angefertigt und mit Birkenrinde zierlich umwunden und ausgestattet. Nun ertönten die melancholischen Klänge desselben alle Morgen vom Frühjahr bis zum Herbst als Sammelruf für die Herde durch das Dorf und am Abend kündigten sie ihre Rückkehr an. Auch während des Tages hörte man bisweilen eine alte Liederweise von der Waldböhe, wo das Weideland lag, herabtönen. Leute, die schon im Hochgebirge gewesen, bezeugten, daß der Zoochem ein sehr geschickter Alphornbläser sei. Sonst machte er nicht viel Lärm und war gewöhnlich in sich gefehrt und wortkarg, wo nicht gar finster und abstoßend. Ich fürchtete ihn darum als Knabe auch beinahe, obwohl er häufig in unser Haus kam, namentlich an Winterabenden, wo er mit einem kurzen Grusse sich auf den Kaminofen setzte, sich eine Weile, oft über eine Stunde lang, ohne von jemand viel ausgefragt oder irgendwie belästigt zu werden, wärmte und dann wieder mit einem eben so kurzen „Gutnacht“ fortging.

Es kam mir deshalb verwunderlich vor, was so viele der kleinen, ärmern Mädchen im Dorfe mit dem mürrischen Alten zu schaffen hätten. Jeden Morgen nämlich begleitete ihn ein solches nach der einsamen Waldböhe hinauf, und nie sah man die Herde ohne dieses Geleit zurückkehren. Dagegen gab es unter den Kleinen nicht selten Streit und Zank, weil das eine behauptete, die Reihe, den Zoochem zu begleiten, sei nun wieder an ihm, während das andere dieses eifrig begehrte Recht für sich in Anspruch nahm. Ich erinnere mich noch, daß ein neuer Lehrer, der an unsere Unterstufe kam, sich über diese Begleitschaft heftig ausließ und den Unfug, wie er es nannte, anfänglich durchaus nicht länger dulden wollte, da aus demselben begreiflicherweise manche Schulversäumnisse entstanden. Vielleicht mochte ihm die hergebrachte Übung noch aus andern Gründen ungehörig erscheinen; aber wie es nun geschah — er

mußte darüber bald verständigt worden sein und ließ fortan das Mädchen, an dem die Reihe war, den Weidgang mitzumachen, unbehelligt seiner Wege ziehen. Denn eine bestimmte Wechselordnung wurde darin, wohl gerade um der Schule willen, eingehalten. Begreiflicherweise kümmerte ich selbst mich nicht weiter um die Sache; ich war damals noch zu jung, um an derselben weiter etwas Auffälliges zu finden, und hatte mich überdies daran gewöhnt, wie man sich an Dinge gewöhnt, die man von Kindheit auf täglich vor Augen hat. Auch im übrigen achtete ich wenig auf das Thun und Lassen des alten Zoochem; ich wußte nur noch, daß er im Hinterbüchchen eines armseligen Häuschens ganz für sich haufte, im Winter während des geschlossenen Weidganges den Bauern etwa beim Holzmachen half und, da er einst Soldat gewesen, namentlich geschickt im Sprengen von Steinblöcken und Wurzelstöcken war, an die weder Säge noch Art sich wagen mochten.

Das wurde anders, als ich nach Jahren zu gelegentlichen Ferientaufhalten von auswärtigen Schulen ins Dorf zurückkam und das Leben in demselben mit neuen Augen zu betrachten anfing. Bei meinem Herumhorchen nach alten Sagen und sonstigen Ueberlieferungen, die im Munde der Leute lebten, wurde ich bald auf den alten Zoochem gewiesen; der wußte vieles zu berichten, wenn er nur wollte, vernahm ich da und dort. Ich suchte mich also an ihn heran zu machen, aber ohne Erfolg. Er war wortkarg und mürrisch geblieben, wie ich ihn von je gekannt, und auch sonst schien er sich um kein Haar verändert zu haben; kaum daß seine schwarzgrauen Augenbrauen noch buschiger, das verwitterte Gesicht noch etwas schmaler und magerer geworden war. Zur Weide nahm er unentwegt, wie früher, ein kleines Mädchen mit. Was ich sonst von andern über ihn erfuhr, war gerade nicht viel Besonderes; offenbar wußten nur wenige und bloß ältere Leute etwas Genaueres und diese schienen nicht gerne davon sprechen zu wollen. Auch mein eigener Vater nicht; doch erzählte er mir, daß Zoochem schon früh, etwa um das Jahr 1806, als armer, elternloser Bursche unter die sogenannten Sechszehntausend, jene Hülfsstruppen, welche die Schweiz während der Mediation an Frankreich zu stellen hatte, gekommen sei. In diesem Dienste hatte er unter anderm den napoleonischen Krieg in Spanien mitgemacht, war dann, nach dem Sturze Napoleons, in eines der neuen, im bourbonischen Solde errichteten Schweizerregimenter getreten, aber im Jahr 1823, als diese Regimenter abermals nach Spanien marschieren sollten, desertirt. Drum war er auch ohne eine Pension geblieben, auf die er für seine langjährigen Dienste sonst wohl Anspruch gehabt hätte. Nach seiner Heimkehr war er dann Dorfhirt geworden.

„Aber was mag den alten Knasterbart nach so vielen Dienstjahren noch zur Desertion bewegen haben?“ fragte ich.

„Ich weiß nicht“, erwiderte der Vater achselzuckend; „er wird von Spanien vom erstenmal her genug gehabt haben.“

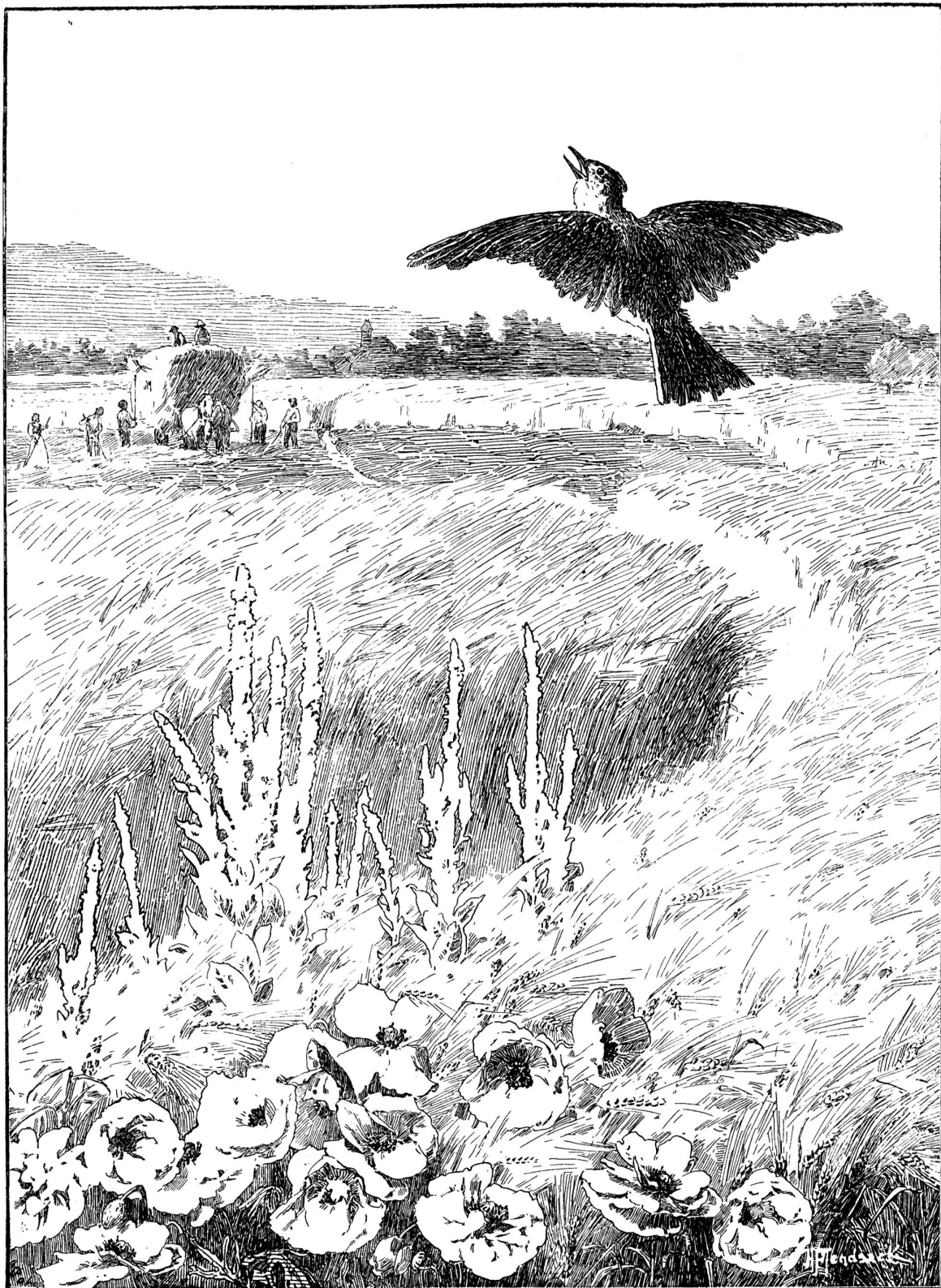
„Das sähe ja wie Furcht oder Feigheit aus“, bemerkte ich, „aber die Leute erzählten mir auch, er fürchte sich vor Gespenstern, und drum müßte ihn jeden Tag ein Kind auf die Weide begleiten.“

„So scheint es allerdings zu sein.“

„Wie seltsam!“ rief ich ungläubig und halb lachend, „da nahm' er statt der kleinen Mädchen doch lieber einen flinken

* Aus der ersten Gesamtausgabe von Jakob Frey's Erzählungen. Jakob Frey, neben Jeremias Gottlieb, Gottfried Keller und C. F. Meyer der bedeutendste Erzähler der Schweiz, war vom beginnenden Mannesalter bis an sein Ende vom Bunsche befehl, der Dichter seines Volkes zu sein, der in der Stille des Unbemittelten, in der Werkstatt des einfachen Handwerkers nicht weniger willkommen geheißen und geliebt wird, als im Hause des Wohlhabenden und höher Gebildeten. Dieser höchste Wunsch gieng ihm in Erfüllung; denn seine Gestaltungskraft, die klare, einfache Sprache, das warmfühlende Herz, der künstlerische Sinn machten ihn zum Volksschriftsteller im besten Sinne des Wortes, ihn, der selbst der Sohn eines Kleinbauern war. Mit Recht sagte Gottfried Keller: „Jakob Frey ist ein wirklicher Künstler.“ Aber eine beinahe ununterbrochene Folge von Not, Kümernis und Sorge war sein Los, namentlich verursacht durch die Begrenztheit des schweizerischen Leserkreises und der

früheren Preßverhältnisse, die dem Nachdruck einen weiten Spielraum gewährten. Es war ihm nicht vergönnt, alle seine dichterischen Pläne zu verwirklichen, nicht vergönnt, eine Reihe zerstreuter Arbeiten umzuformen und zu sammeln. Da sich nun eine Reihe seiner ungesammelten Novellen und Erzählungen kaum mehr aufstellen lassen und da die in Händen gesammelten meist vergriffen sind, so haben sich seine Söhne entschlossen, die da und dort vereinzelt erschienenen und teilweise nur schwer zugänglichen Schätze in einer möglichst vollständigen Gesamtausgabe zu vereinigen. — Diese Ausgabe, welche 5 Bände umfassen wird, ist jedoch im Erscheinen begriffen (Sauerländer, Aarau). Eine Biographie des Dichters, geschrieben von seinem Sohne Adolf Frey, wird das Ganze beschließen. Wir wünschen dem schönen vaterländischen Unternehmen von Herzen Glück.



Stich:

Polygraphisches Institut, A.-G., Zürich.

Der Lerche Danklied.

Originalzeichnung von Hugo Pfendner (Bruntrut), in Paris.



Jungen mit, den er wenigstens um Hilfe ausschicken könnte, wenn der Böse anrücken sollte.“

„Er wird für das Eine wie für das Andere seine Gründe haben,“ entgegnete mein Vater ernst; „übrigens laß du den Zoochem seiner Wege gehen — solche alte Soldatengeschichten haben gewöhnlich ohnehin wenig Erbauliches.“

So war ich auch von dieser Seite zur Ruhe gewiesen, und es verging eine geraume Zeit, bis ich mich über die Weihnachtsfeiertage wieder einmal zu Hause befand. Man verhandelte damals im Dorfe bereits eifrig die Verteilung der Gemeineweide und Abschaffung des Weidganges — eine Frage, deren Entscheidung begreiflich den alten Zoochem zu allernächst berühren mußte. Das konnte man inne werden, als er eines Abends nach schon eingetretener Nacht bei uns eintrat und sich, wie es seine Gewohnheit war, schweigend in den Dfenwinkel setzte. Aber lange verharrete er nicht in seiner üblichen Schweigsamkeit, sondern fragte, wie mitten aus einem schon begonnenen Gespräche heraus: „Allo Ihr glaubt nicht, Gemeinderat, daß schon diesen Winter etwas beschlossen werde — es könnte sich noch bis ins nächste Jahr verziehen?“

„Ich glaub' es,“ erwiderte mein Vater, an den diese Frage gerichtet war; „übrigens so oder so — du solltest dir die Sache nicht so stark zu Herzen nehmen, Zoochem. Für dich giebt es immer noch genug andere Beschäftigung, so lange du arbeiten kannst.“

„Ich kann aber nicht,“ entgegnete der Alte; „die Sommerarbeit im Feld hab' ich seit bald vierzig Jahren verlernt und bin sonst nie recht geschickt gewesen dazu.“

„Dann giebt's was anderes, nur unverzagt!“

„Ja, ja, ich weiß, Ihr seid gut — Ihr —“ erwiderte Zoochem nach einer Weile; „aber ich — ich bin nun bald ein unnützer Knecht, Gemeinderat.“

Mein Vater nahm eine Flasche und ein Glas aus dem Schranke, das er neben Zoochem auf den Kaminofen stellte und mit Kirchwasser voll schenkte. „Da nimm eins,“ sagte er; „es ist altes und wird dir gut thun.“

Ich vermochte das Gesicht des Alten in seinem dunkeln Dfenwinkel nicht deutlich zu unterscheiden; aber an einer Art vergnügten Stöhnens, das er ausstieß, konnte ich merken, daß die Gabe ihm willkommen war.

Unterdessen hatte mein Vater sich wieder an den Tisch gesetzt und nahm eines der Bücher auf, die vor mir lagen, indem er sagte: „Da hat mein Jüngster ein Buch mitgebracht, worin der ganze spanische

Krieg des alten Napoleon steht. Das wär' was für dich, Zoochem, wenn's nicht so gar klein gedruckt wäre.“

„Könnt's doch nicht mehr lesen, und wären die Buchstaben wie Kirchthürm,“ erwiderte der Alte.

„Mir ist dabei eingefallen,“ fuhr mein Vater, ohne auf diese Einwendung einzugehen, ruhig fort — „die Geschichte mit dem Wachtmeister war doch in Spanien? weißt, in dem Feigengarten.“

„In Spanien — ja.“

„Aber wie war's denn eigentlich auch — ich entfinne mich nicht mehr so recht.“

„Nun, wie war's,“ grollte Zoochem, nachdem er einen neuen Zug aus seinem Glase gethan; „es war wie alles in dem vermaledeiten Nordlande. Also wir kamen nach langen heißen Märschen ins Quartier, und es hieß, die Gegend sei eine von den bessern; wir könnten zwei Masttage halten, dann geht es auf den Engländer los, der weiter aufwärts am Flusse lag. Ja, schöne Masttage! das!“

„Ihr hattet einen Angriff?“

„Keinen Angriff, nein,“ erwiderte der Alte unwirksam; „aber es durfte sich auch keiner von uns einen Schritt weit von dem andern entfernen, wenn er nicht des Todes sein wollte.“

„Vor den Spaniern?“

„Vor den Spaniern, versteht sich. Also unter sechs waren auf den Abend in ein schönes Landhaus gekommen, und die Nacht verging ruhig, daß wir uns drob freuten. Am Morgen macht der Wachtmeister, der zuerst auf den Füßen war, das Fenster auf und sagt: ‚Hintern Haus liegt ein schöner Garten, ich geh' hinunter.‘ Er geht, und etwa fünf Minuten später geh'n ich und ein Kamerad ihm nach; aber wir seh'n ihn nirgends mehr im Garten und denken schon, er müß' auf der andern Seite wieder hinausgegangen sein. Da tritt mein Kamerad ein paar Schritte gegen die Gartenmauer, über die ein voller Feigenbaum hereinhängt, und will eine Feige abbrechen; aber wie er die Hand ausstreckt, schreit er auf und schreit noch einmal, ohne die Hand zurückzuziehen. Ich lauf hinzu, mein' er seh' eine Schlange oder so was, und nun ja, was war's — vor uns auf der Gartenmauer, unter dem überhängenden Feigenast, steht der Kopf des Wachtmeisters. Die Mordhunde! Das Blut tröpfelte noch über die Mauer herab; aber von ihnen selbst war keine Spur zu entdecken, und auch den Leib des Wachtmeisters mußten sie mitgeschleppt haben. Wir fanden nichts mehr von ihm.“

„Das muß ja schrecklich gewesen sein,“ sagte mein Vater.

„Nah,“ erwiderte Zoochem, „ich sag' Euch, solche Dinge kamen zu Tausenden vor. Man wußte in manchen Gegenden nicht einmal, ob nicht in dem Häuschen Stroh, auf das man todmüde sich hinwarf, ein solcher Mordgefelle verborgen war. Selbst vor Weibern und kleinen Buben konnte man sich in Acht nehmen.“

„Und dann kam bald die große Schlacht,“ bemerkte mein Vater; „die Schlacht — wie heißt sie doch?“

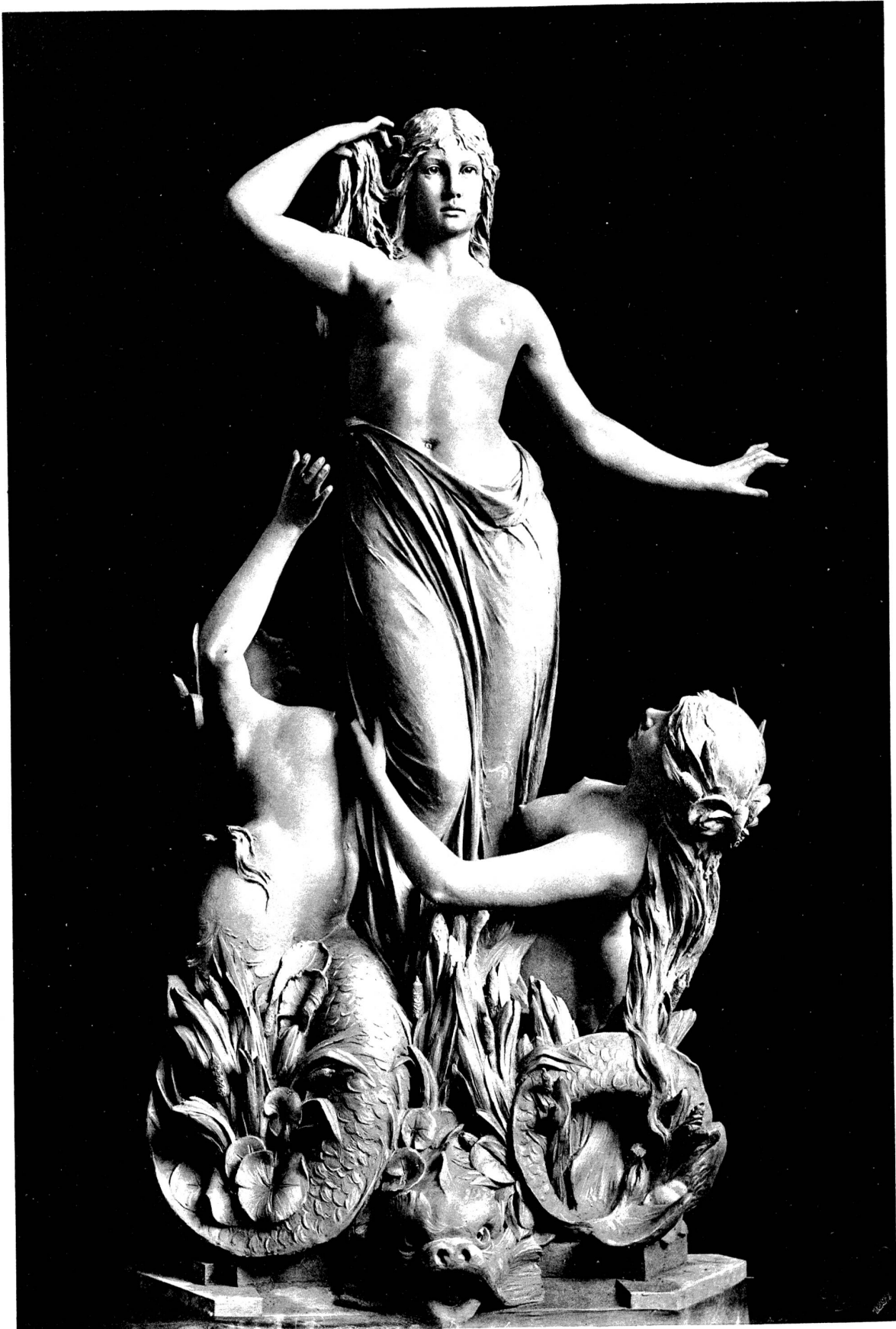
„Die Bataille von Talavera,“ erwiderte der Alte, sein Glas leerend; „ja, da ist's heiß hergegangen. Unsere Halbbrigade warf, sobald wir ins Feuer kamen, eine englische Batterie über den Haufen — das gieng nur so im Handumdrehen. Aber am Nachmittage fingen die Unfern auf den Höhen an zu weichen, und der Engländer konnte uns mit seiner schweren Reiterei in der Flanke fassen. Jetzt mußten auch wir zurück.“

„Durch ein Städtchen,“ ergänzte mein Vater.

„Schenkt mir noch Eins ein, Gemeinderat, wenn's Euch recht ist,“ sagte der Alte; „es ist mir so kurios heut.“

„Schenk nur selbst ein!“ erwiderte der Vater, „Du hast ja die Flasche neben Dir.“

Zoochem that es langsam und fuhr dann nach einigem Bestinnen fort: „Ja, durch ein Städtchen, Novedras hieß das Nest, etwa anderthalb Stunden vom Schlachtfeld entfernt. Unser Bataillon hielt noch ziemlich fest zusammen, wenn's auch um die Hälfte kleiner war, als am Morgen, und die zerstreute englische Reiterei hinter unsern Fersen konnte uns wenig anhaben. Aber sobald wir recht in der Straße des Städtchens drinnen waren, da fing's auf allen Seiten links und rechts, vor und hinter uns, aus Fenstern und Kellertlöchern an zu knallen und zu pfeifen, als ob die ganze Hölle los wäre. Die spanischen Hallunken, sie mußten wissen, daß wir die letzte Patrone verschossen hatten. Noch etwa hundert Schritte gieng's vorwärts im Feldschritt; dann fingen die



PHOTOTYPIE: „POLYGRAPHISCHES INSTITUT“ ZÜRICH

PHOT. CH. SCHALCH, ST. GALLEN

Der Broderbrunnen in St. Gallen.



vordersten Glieder sich an zu lösen, um sich links und rechts in die Häuser hineinzustürzen. Hart an mir fällt, ohne einen Laut zu geben, mein Nebenmann, der nämliche, der mit mir im Feigengarten war — ein Keller, Hans Keller von Oberwinterthur. Ich bück' mich nach ihm und seh', er ist glatt durch die Schläfe geschossen, und wie ich aufschau', lacht kaum zweimal mannhoch über mir so ein schwarzes Spitzbubengesicht zum Fenster heraus, den rauchenden Gewehrlauf neben sich. Ich — wild — auf die verschlossene Hausthür los — zwei, drei Anläufe, und sie kracht auseinander. Dann die Treppe hinauf. Ha!

Es wäre schwer zu sagen gewesen, ob dieser tief hervor- gestoßene Laut, mit dem der Alte seine Erzählung unterbrach, mehr das männliche Bewußtsein einer kühnen That oder aber eine schmerzliche Erinnerung ausdrücken sollte, und er fuhr auch erst fort, nachdem er das Glas, ohne zu trinken, an den Mund gesetzt und es wieder hingestellt hatte. „Nun“, sagte er in langsamem Tone, „droben auf der Treppe stand ein kleines Mädchen, ein bildschönes Kind, mit blassem, feinem Gesicht und großen, dunkeln Augen — das muß' ich trotz meiner Wut sehen. „Mi padre, mi padre,“ schreit es, indem es auf den Mann deutet, der vorwärts im Flur stand, und hebt beide Hände gegen mich auf. Ich stoße die Kleine, die sich an mich hängen will, auf die Seite und habe auch die höchste Zeit dazu; denn schon hat der Mann, der gleiche, den ich am Fenster gesehen, sein Gewehr wieder geladen und zum Anschlag auf mich fertig gemacht. Aber mein Bajonett war flinker — er hat den Schuß nicht mehr abgedrückt und sonst keinen mehr, denk' ich.“

Der Alte hielt wieder inne und schaute mit vorgebeugtem Kopfe unbeweglich auf seine Füße nieder. „Und dann“, fragte mein Vater nach einer Weile langsam, „was kam noch, Zoochem?“

„Ihr wißt's schon, Gemeinderat,“ erwiderte dieser mit völlig veränderter Stimme, „Ihr wißt's ja. Wie ich wieder die Treppe hinabkam — meine Wut war schon etwas vorüber, sobald ich das Bajonett zurückgezogen hatte — wie ich also die Treppe hinabkomme, liegt die Kleine drunten an der untersten Stufe auf dem Rücken, die Hände ineinander gefaltet und die großen Augen weit offen auf mich gerichtet, aber unbeweglich. Ich will sie aufheben, aber sie fällt mir mit dem Kopf und den Händen über den Arm zurück, und ich merke, daß sie tot ist. Wer weiß es — ich mußte sie im Zorne zu stark auf die Seite gestoßen haben und sie dann so unglücklich die Steintreppe hinabgefallen sein. Das Blut floß ihr auch am Hinterkopfe unter dem dichten, schwarzen Haar hervor. Aber da kam es nun auf einmal über mich — was soll ich sagen, der liebe Gott mag es wissen; ich hatte sonst die Kinder mein Leben lang gern gehabt und hätte nie einem etwas zu leid thun können. So nehm' ich auch jetzt die Kleine auf die Arme und renne mit ihr zum Haus hinaus, ohne zu wissen, was ich wollte damit. Doch weit kam ich nicht. Ich fühle einen kurzen heftigen Schmerz am Kopfe und stürze auf die Straße; mir kam's vor, tausend Klaster tief in den Boden hinein. Ich sah und hörte nichts mehr, nur die großen Augen der Kleinen sah ich noch, die mich unbeweglich anschauten. Aber ich weiß es wohl,“ fügte der Alte wie für sich selbst ipredhend noch leiser, als er bisher gesprochen, hinzu, „ich sah

auch die nicht. Meine Kameraden hatten das tote Mädchen ja in Novebras auf der Straße liegen lassen, wo sie mich aufgehoben, und ich kam erst nach zehn Tagen im Feldlazarett wieder zu meinen Sinnen. Ich hatte eine schwere Schußwunde am Kopfe.“

„Drum bildest Du Dir's auch nur ein, Zoochem, die arme Kleine stehe noch jetzt manchmal vor dir,“ sagte mein Vater; „das ist ja nun doch schon so lange her.“

„Ihr mögt vielleicht recht haben, Gemeinderat,“ entgegnete der alte Soldat, „ich weiß es nicht. Bin ich bei Leuten, seh' ich's auch nicht; aber droben, den ganzen Tag auf der Weide, da muß ich ein Lebendes um mich haben, ein kleines Mädchen, mit dem ich plaudern kann, wenn das andere kommt und mich mit seinen großen Augen ansieht.“

Zoochem schwieg, und nachdem er noch eine Weile mit gesenktem Kopfe in seinem Ofenwinkel gesessen, schlurftete er schweren Schrittes zur Thüre hinaus.

„Nun kannst Du Dir denken, warum er nicht ein zweites Mal nach Spanien hinein wollte,“ sagte mein Vater.

„Der arme Bursche!“ erwiderte ich, ohne zu ahnen, wie bald ich noch einen neuen Grund zur Teilnahme an dem alten Manne bekommen sollte. Seine Befürchtung wegen der Abschaffung des Weidganges war nicht umsonst gewesen; dieselbe wurde schon wenige Wochen nach Neujahr von der Gemeinde beschlossen und durch diesen Beschluß zugleich Zoochems Amt als Dorfhirt aufgehoben. Er beklagte sich nicht viel darüber, nur daß er noch in sich gefehrter und workfarger wurde. In dessen half er unverdrossen in einem Wiesengrunde, der trocken gelegt werden sollte, die großen, durch das abfließende Gewässer zu Tage getretenen Steinblöcke sprengen.

Diese Arbeit dauerte noch fort, als schon launere Märzstage kamen. Eines Abends, nach einem solchen milden Vorfrühlings- tage, sollte der letzte Sprengschuß abgefeuert werden — ein Geschäft, das von jeher Zoochem besorgt hatte. Die übrigen Arbeiter begaben sich in gewohnter Weise in Sicherheit und sahen von ihrem Standorte auch, wie Zoochem Feuer schlug und sich über das Bohrloch beugte. Aber es mußte an der Zündschnur etwas fehlen; denn statt nun ebenfalls sich aus dem gefährlichen Bereiche zu flüchten, setzte Zoochem sich, wie etwas ins Werk richtend, auf den Steinblock hin. Da plötzlich donnerte der Schuß, und eine Rauchwolke stob, mit dunkeln Massen vermischt, hoch in die Luft empor. Als die entsezten Mitarbeiter herbeigeeilt kamen, lag Zoochem mitten zwischen diesen Spreng- stücken, die sich nach ihrer Luftfahrt zum Teil tief in den weichen Boden eingewühlt. Doch war seine Leiche fast völlig unverfehrt geblieben.

Zwei Tage später wurde sie zu ihrer letzten Ruhe gebracht; aber der Sarg, der auf einem schlichten Bauernwägelchen lag, war über und über mit Epheu und andern Blätterwerke bedeckt, wie es die Jahreszeit bot. Das hatten die erwachsenen Töchter und Frauen des Dorfes gethan, die einst als kleine Mädchen den Zoochem zur Weide begleitet hatten und jetzt trauernd und weinend seinem Sarge folgten, als hätte jede einen väterlichen Freund verloren.

Ob diese Thränen nicht endlich auch das große dunkle Kindes- auge geschlossen, das den armen Zoochem bis an seinen Lebens- abend verfolgt hat?



Heckenröslein.

Hagrösli, säg, was machst du do
Am Waldwäg ganz elei?
Du bist so frösch und tuffgsnätt,
I nimm di gwäß mit hei!

Was i do machi — was ächt scho?
I blüe i was i cha,
Und wenn der gfallt, wit mer seist,
So lueg mi numen a!

Doch weisch, i bi kes Zimpferli,
Wo grad de Chopf verlürt.
Wer meint, er chön mi unfrogst neh,
De chräbli, daß ers gpiirt!

Sophie Hämmerli-Marti, Lengzburg.